

►► **Spiegeltest**

24.11. – 02.12.2010, Galerie der HBK Braunschweig

mit Stefan Ewald, Nikola Fahlbusch, Franziska Nast, Nina Peter, Julia Charlotte Richter, Lea Rochus, Sandy Scholze, Doreen Schwarz, Lisa Seebach

Wer oder was kann sich in einem Spiegel selbst erkennen und was lässt sich aus diesem Erkennen schließen? Der Spiegeltest dient dem Nachweis, ob ein Lebewesen ein Ich- Bewusstsein besitzt. Er wird etwa in der Verhaltensforschung eingesetzt, um Aussagen über die kognitiven Fähigkeiten von Menschen oder Tieren zu treffen. Gemäß dem französischen Psychoanalytiker Jacques Lacan lernen Kinder zwischen dem 6. und 18. Lebensmonat ihr Spiegelbild zu erkennen und beginnen dann in diesem „Spiegelstadium“, ein Bewusstsein ihrer selbst zu erlangen und ihre Ich-Funktion auszubilden. Dies geht allerdings auch mit einer Erfahrung der Entfremdung einher, denn im Spiegel glaubt man zwar sich selbst zu erblicken, aber man sieht tatsächlich nur ein Bild. Man erkennt sich außerhalb seiner selbst. Da es seitenverkehrt ist, gibt das Spiegelbild genau genommen nicht einmal die Sicht der anderen auf uns wieder. Was aber passiert, wenn wir glauben, uns selbst zu begegnen, und uns dabei notwendigerweise immer verfehlen? Was wird im Spiegeltest ausgetestet?

Man kann sein „Ich“ nie selbst ganz erfassen, denn unser Bewusstsein beruht auf einem unvollkommenen Bild. Nur durch den Spiegel oder Spiegelungen können wir sehen, wie unser Gesicht beschaffen ist, trotzdem gelingt es uns nicht, das flüchtige Spiegelbild mit der Vorstellung unserer Identität in Einklang zu bringen. Es bleibt immer eine Distanz, die dem konkreten Begreifen entgegensteht. Eine Distanz zwischen unserem geistigen „Ich-Empfinden“ und der realen Außenwelt. In der Videoarbeit von **Lisa Seebach** geht es um das vergebliche Zusammenbringen dieser beiden Ebenen. Die Hände der Künstlerin tauchen in schwarze Tinte ein, umfassen die reflektierten Umrisse des Gesichts und versuchen vorsichtig, die Spiegelung aus dem Wasser zu nehmen, um sie

dem eigenen Gesicht aufprägen oder einwaschen zu können. Immer wieder bleiben die Versuche erfolglos, weil das Spiegelbild und die Realität sich nicht zusammenbringen lassen. So bleibt es ein unabschließbarer Prozess, das äußere Bild, welches im Spiegelbild offenbart wird, mit dem Ich-Bewusstsein in Einklang zu bringen. Geht man noch so nah an einen Spiegel heran, so kann man doch niemals mit ihm eins werden. Hier allerdings kann die Künstlerin in den Spiegel eintauchen. Die Hände, die so nah am Betrachter sind, dass man fast meinen könnte es seien die eigenen, schaffen zwar den Übergang in die „Welt“ des Spiegelbilds, können es jedoch nicht in die Realität überführen. Somit bleibt das Zusammenfügen zu einer umfassenden Identität unmöglich.

Im Spiegelstadium beginnt das Kleinkind nicht nur sich selbst, sondern auch andere als von sich selbst abgetrennte Wesen wahrzunehmen. Es entsteht eine Beziehung zwischen Ich und „Nicht-Ich“. Doch diese ist immer von einem Mangel geprägt, weil der andere aufgrund dieser Trennung unerreichbar und letzten Endes unzugänglich sein wird. Man kann nur versuchen, ihn oder sie nachzuvollziehen. Ein solches Nachvollziehen ist das Thema der beiden 95 x 95 cm großen Schwarzweiß- Fotografien von **Doreen Schwarz**. Sie zeigen die Künstlerin jeweils in einer Situation des Sich-Erinnerns. Sie versucht durch diese Bilder jedoch nicht sich selbst näher zu kommen. Auf einer der Fotografien begibt sie sich, durch das ‚Tragen‘ beziehungsweise ‚Hineinhängen‘ in die Jacke, in einen Zustand der Erinnerung, der es ihr ermöglichen soll, sich gleichsam einzufühlen in die Art und Weise, wie diese Person die Jacke getragen hat.

Demgegenüber zeigt ihre andere Fotografie, wie ihr durch eine an zwei Schnüren befestigte Tetrapak-Packung Rotwein in den weit geöffneten Mund geschüttet wird. Sie schafft es jedoch nicht, alles zu schlucken, weswegen ihr Wein über die Wange und das Kinn hinunter über den Hals bis ins Dekoltée läuft. Hier versucht sie sehr konkret und körperlich übermäßigen Alkoholkonsum nachzuvollziehen. Sie begibt sich in eine Situation, in der auch sie den Konsum nicht steuern kann, weil ihr der Rotwein von einer anderen Person eingeflößt wird. Das Trinken ist kein Genuss mehr, sondern ein ‚Muss‘. Sie nähert sich dieser anderen Person an, indem sie eine diese prägende Handlungsweise nachstellt.

Personen, die uns nahe stehen, versuchen wir zu verstehen, um die Distanz zum „Nicht-Ich“ zu verringern oder sogar für einen Moment zu überwinden. Was jedoch, wenn es sich beim Versuch der Annäherung nicht um ein menschliches Wesen handelt, sondern um ein Tier?

Sandy Scholze hat sich in ihrer Videoarbeit „Maske“ mit einer Pferdemaske

verkleidet und springt zu Beginn damit durch hohes, dichtes Gras. Die Künstlerin nimmt hier die Rolle ihres Pferdes ein, um seinen Tagesablauf mimetisch nachzuvollziehen. So versucht sie, die alltäglichen Korrespondenzen, die sich aus einem langjährigen Miteinander ergeben, auf die Spitze zu treiben. Sie will die Distanz zum Tier durch seine Nachahmung überwinden. Die Maske ist dabei nicht nur ein Hinweis für den Betrachter, dass die Künstlerin das Verhalten eines Pferdes imitiert, sondern übernimmt auch für die Künstlerin eine wichtige Funktion. Denn hinter dem Schutz einer Maske kann man seine Identität verbergen und leichter Jemand oder Etwas anderes sein. Trotzdem hat dieser Versuch etwas Unbeholfenes und Groteskes, da Pferdekopf und menschlicher Körper nicht zu einer Einheit verschmelzen, sondern stets als Maskerade sichtbar bleiben.

Im Video „Atmen“ von **Nina Peter** übersteigert die Künstlerin eine eigentlich unbewusst und automatisch ablaufende Körperfunktion: das Atmen. Die starke Untersicht der Kamera auf ihren Oberkörper lässt die Perspektiven verschwimmen und bewirkt, dass die räumliche Orientierung verloren geht. Teilweise ist nicht klar auszumachen, ob die Künstlerin liegt oder steht. In manchen Sequenzen des Videos wirkt der Körper im weißen hautengen Anzug, abstrakt und ballonartig. Der Körper wird zur bewegten Skulptur. Die weiße Farbgebung vermittelt eine Neutralität, die eine Konzentration auf den Ausdruck des Körpers ermöglicht.

In einem Spiegel oder einer Spiegelfläche kann man sich nicht nur selbst sehen, sondern auch andere Personen oder andere Räume. So wird dem Betrachter in **Stefan Ewalds** Videofilm „Watching“ zu Beginn ein Bild im Bild gezeigt, das zunächst rätselhaft bleibt. Der Film liefert in einzelnen Schritten eine analytische Enträtselung der verschachtelten Bildkonstellation. Die reflektierende Fläche eines Fensters ermöglicht das gleichzeitige Sehen des Künstlers beim Drehen des Videos und der Spiegelungen anderer Personen, die sich hinter ihm bewegen. Zugleich trifft der filmische Blick auf einen erleuchteten Raum im Haus gegenüber, das sich mit der Spiegelung überlagert. So treffen sich die einzelnen Bilder und werden zu einem. Die Fensterscheibe trennt somit nicht einfach den nächtlichen Außen- vom Innenraum, sondern zieht ersteren mit hinein. Der filmenden Person ist es, wie auch dem Betrachter, möglich, gleichzeitig zu sehen, was vor und was hinter dem Kameraobjektiv liegt. Die komplexe Wirklichkeit wird analysiert, um sich Schritt für Schritt in ihr zu verorten.

Ein Spiegel zeigt immer ein Gegenüber. So scheint auch „Ikarus“ von **Nikola Fahlbusch** auf einen Gegenpart zu verweisen: Sie hat einzelne, gefundene Handschuhe zu einem Flügel zusammengefügt, der sich in einem Spiegel

verdoppelt, so dass jeder Handschuh wie auch die gesamte Flügelhälfte ihren verlorenen Gegenpart wiederzufinden scheinen. Beide funktionieren nur als Paar. Es handelt sich jedoch nur um imaginäre Partner. Verstellt man die Position des Spiegels, so kann man den ‚Partner‘ nicht mehr erkennen. Es kommt also auf das richtige Maß an, wie auch im Mythos des Ikarus, welcher nicht zu hoch und nicht zu tief fliegen soll. Seine gebastelten Flügel sind letzten Endes in der Sonne geschmolzen.

Mit dem in der Spiegelphase gewonnenen Ich-Bewusstsein bildet sich im Verlauf des Lebens eine Identität aus. Diese erweist sich aber als nicht dauerhaft, sondern ändert sich mit den Lebensumständen, Zielen und Vorstellungen. Der Titel der Arbeit „DOWN THE RABBIT-HOLE“ von **Julia Charlotte Richter** ist an ein Kapitel der Geschichte „Alice im Wunderland“ angelehnt, in welchem Alice in einen phantastischen Traum fällt. In der Videoprojektion schwebt die Kamera in langsamen Fahrten über scheinbar leblos daliegende Mädchen. Die um sie verteilten Gegenstände lassen darauf schließen, dass es sich um junge Mädchen handelt, vielleicht Teenager. Es wirkt so, als seien sie mitten in ihren Beschäftigungen in einen tiefen Schlaf gefallen und würden sich in ihren Träumen eine Zukunft ausmalen, von der keiner weiß, ob sie so eintreten wird. Die Arbeit thematisiert die Angst vor Kommendem und vor Veränderung, auch der Veränderung des Selbst, welche man aber durch ein „Nicht-Aufwachen-Wollen“ (im doppelten Sinne) nicht aufhalten kann.

Dass auch die Prozesse des Künstler/in-Seins und –Werdens prekär sein können, aber eher eine offensive Auseinandersetzung als einen versunkenen Schlaf einfordern, zeigt sich in **Ina Wudtkes** Video „A Portrait of the Artist as a Worker (rmx)“. Sie inszeniert darin einen poetischen Essay des Belgischen Philosophen und Schriftstellers Dieter Lesage über ihre Arbeit. Der Text hinterfragt das traditionelle Identitätsbild des Künstlers / der Künstlerin und stellt, teils ironisch, aber auch sympathisierend heraus, dass künstlerische Arbeit heutzutage viele Facetten haben kann. Das Video arbeitet dabei mit Techniken aus der DJ- und MC-Welt, wie etwa Mixing und Wiederholungen.

Auch die großformatige Textarbeit „Diamond Nights“ von **Franziska Nast** arbeitet mit zusammengefüigten Fragmenten, Gedanken und Eindrücken, die teils tagebuchartig skizziert, teils zitiert und collagiert wirken. Der Text wirkt zunächst sprunghaft und scheint sich kaum zu einer Einheit zu verbinden. Jedoch wird im Verlauf der Lektüre deutlich, dass es sich um die Schilderung einer Lebenssituation handelt, deren Logik sich im Textverfahren widerspiegelt.

Mit den anderen Arbeiten offen korrespondierend stellt **Lea Rochus** drei filigran gemalte Zeichnungen aus. Zu diesen zählt eine grüne Figur, welche konzentriert eine Treppe hinuntersteigt, während sie den frei baumelnden Teil ihrer Handschuhe beobachtet. Eine weitere Arbeit zeigt zwei Hände, die von oben kommend auf ein Vieleck zukommen. Jenes scheint am unteren Rand mit gelber Flüssigkeit gefüllt zu sein, die anscheinend aber austritt und darunter einen Fleck bildet. Die Künstlerin verwendet das Papier als Darstellungsebene für Aktionen und Gesten. Die dritte Arbeit zeigt farbige, sich überkreuzende Streifen, die sich vorne in Wasserfällen ausgießen und sich nach hinten verflüchtigen.

Astrid Vogel